

Errungenschaften: Ein Problemaufriss

Fabian Hutmacher¹ und Roland Mayrhofer²

¹Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Institut Mensch-Computer-Medien, Lehrstuhl für Kommunikationspsychologie und Neue Medien, Würzburg, Deutschland

²Universität Regensburg, Institut für Psychologie, Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie, Regensburg, Deutschland

This manuscript was accepted for publication in F. Hutmacher and R. Mayrhofer (Eds.): *Errungenschaften: Historische und psychologische Perspektiven auf eminente Leistungen*. Pabst Science Publishers. This is a preprint. Please refer to the publisher's website for the version of record.

Korrespondenzadresse: Fabian Hutmacher, Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Institut Mensch-Computer-Medien, Kommunikationspsychologie und Neue Medien, Oswald-Külpe-Weg 82, 97074 Würzburg, Deutschland. E-Mail: fabian.hutmacher@uni-wuerzburg.de

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Den testamentarischen Verfügungen Alfred Nobels zufolge sollen die von ihm gestifteten Preise an jene Personen vergeben werden, die im vergangenen Jahr *der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben*. Wenn man so will, sind die Nobelpreise für Physik, Chemie, Physiologie oder Medizin, Literatur und Friedensbemühungen also eine Möglichkeit, eminente Leistungen und menschliche Errungenschaften auf künstlerischem, wissenschaftlichem und politischem Gebiet zu würdigen. Dass dem auch in der öffentlichen Wahrnehmung so ist, lässt sich beispielsweise daran ablesen, dass die Bekanntgabe der Preisträgerinnen und Preisträger, die traditionell zwischen Anfang und Mitte Oktober stattfindet, stets von großer medialer Aufmerksamkeit begleitet ist. Dabei wird in der Berichterstattung üblicherweise nicht nur aufgearbeitet, *wer* die Preisträgerinnen und Preisträger sind und *unter welchen Umständen* sie ihre Leistungen vollbracht haben, sondern auch, *was genau ihr Wirken eigentlich so bedeutend macht*. Gleichwohl ist nicht ausnahmslos alles Lob und eitel Sonnenschein. Immer wieder gibt es auch Kritik an der Vergabep Praxis (für einen Überblick, siehe z. B. Feldman, 2000): War diese oder jene Leistung wirklich eine Auszeichnung wert? Hätten andere Personen den Preis nicht ebenso verdient gehabt? Wie sinnvoll und objektivierbar sind die Kriterien, die bei der Vergabe angelegt werden? Und warum werden die Preise überhaupt nur in den genannten Kategorien vergeben: Gäbe es nicht andere Disziplinen, die ebenfalls in den Genuss einer derartigen Auszeichnung kommen sollten?

Mit solchen Fragen befinden wir uns bereits mitten innerhalb jenes Themenkreises, dem wir uns mithilfe des vorliegenden Bandes nähern möchten. Einer grundlegenden Zweiteilung folgend versammelt der erste Teil des Bandes dabei Beiträge, die untersuchen, welche *gesellschaftlichen Rahmenbedingungen* gegeben sein müssen, damit eminente Leistungen hervorgebracht werden können, beziehungsweise damit deren Hervorbringung wahrscheinlicher wird. Demgegenüber nehmen die Beiträge zum zweiten Teil eine Erkundung jener *individuellen Eigenschaften* vor, über die Personen verfügen, die eminente

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Leistungen hervorbringen. Dabei schwingt in beiden Teilen durchgängig auch die metatheoretische Frage mit, was eigentlich unter einer Errungenschaft oder einer eminenten Leistung verstanden werden soll und weshalb sich die Bewertungsmaßstäbe solcher Leistungen im Laufe der Zeit verändert haben. Übergreifendes Ziel bei der Zusammenstellung der Beiträge war es dabei, die Perspektiven verschiedener Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Psychologie und anderen sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächern zusammenzubringen und in ein produktives Verhältnis zueinander zu setzen (vgl. hierzu auch Hutmacher & Mayrhofer, 2021; 2022). Getragen ist dieser Ansatz von dem Grundgedanken, dass sich neue Einsichten in ein potentiell interdisziplinär zu bearbeitendes Forschungsfeld vor allem dann ergeben werden, wenn Expertinnen und Experten in einem ersten Schritt jeweils aus dem Blickwinkel ihrer eigenen Disziplin heraus denken und schreiben. Stellt man die aus diesen Betrachtungen abgeleiteten Thesen und Beobachtungen dann nebeneinander, so ergibt sich daraus vielleicht kein einheitliches Gesamtbild, in dem sich alles harmonisch ineinanderfügt, aber doch – so wenigstens unsere Hoffnung – eine interessante multiperspektivische Skizze, die den Ausgangspunkt für weitere Diskussionen bilden kann. Widersprüche und Inkonsistenzen sind dabei – ganz im Sinne akademisch einzuübender Ambiguitätstoleranz (Bauer, 2018) – nicht etwa Anlass zur Sorge, sondern in erster Linie ein Grund, weiterzudenken und tiefer in den Dialog miteinander zu treten.

1. Ein Blick auf das große Ganze: Gesellschaftlich-historische Perspektiven

Was also vermag uns eine *gesellschaftlich-historische Perspektive* auf Errungenschaften und eminente Leistungen zu sagen? Blicken wir, um die allgemeine Problemstellung herauszuarbeiten, noch einmal auf das Beispiel der Nobelpreisvergabe und – noch konkreter – auf die Vergabe des Friedensnobelpreises an die Europäische Union im Jahr 2012. Es sei der Europäischen Union gelungen, so schreibt das norwegische Nobelpreiskomitee in seiner Begründung, Europa von einem Kontinent des Krieges in einen Kontinent des Friedens zu

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

transformieren, in dem Demokratie und Menschenrechte einen hohen Stellenwert einnehmen (The Norwegian Nobel Committee, 2012). Festgemacht wird diese Entwicklung exemplarisch an der heute bestehenden engen Allianz zwischen Deutschland und Frankreich, die sich noch vor wenigen Jahrzehnten und über Jahrhunderte als historische Feinde betrachtet hätten. Das zeige, argumentiert das Nobelpreiskomitee, was gezielte Friedensanstrengungen sowie der Versuch, gegenseitiges Vertrauen aufzubauen, bewirken können. Mit anderen Worten: Wenn die Etablierung einer nachhaltigen Friedensordnung auf einem ehemals von regelmäßigen Kriegen und Auseinandersetzungen geprägten und von humanitären Katastrophen heimgesuchten Kontinent keine Errungenschaft ist, was dann? Trotz einer Vielzahl zustimmender Äußerungen, die sich dieser Interpretation im Großen und Ganzen anschlossen, gab es durchaus auch Stimmen, die Zweifel anmeldeten. So verfassten etwa die drei Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu, Mairead Maguire und Adolfo Pérez Esquivel eine Erklärung, in der sie zum Ausdruck brachten, dass sie die Auszeichnung für unangemessen halten, weil die Europäische Union und ihre Mitgliedsländer ihre „kollektive Sicherheit weit mehr auf militärischen Zwang und die Durchführung von Kriegen [gründen] als auf die Notwendigkeit eines alternativen Herangehens“ (zit. nach Schwarze, 2012). In eine ähnliche Kerbe schlug Amnesty International mit Kritik an der restriktiven Flüchtlings- und Asylpolitik sowie der andauernden Diskriminierung von Minderheiten innerhalb der Europäischen Union und dem Argument, dass die Europäische Union in ihrem außenpolitischen Handeln häufig wirtschaftliche Interessen höher gewichte als Fragen der Menschenrechte (vgl. Fuchs, 2012; siehe auch Appenzeller, 2013).

Nun soll an dieser Stelle kein Urteil darüber gefällt werden, ob die Vergabe des Friedensnobelpreises an die Europäische Union gerechtfertigt war oder nicht. Es soll auch nicht darum gehen, einen Kompromissvorschlag zu erarbeiten, der etwa darauf hinauslaufen könnte, *historische* Leistungen zu würdigen, ohne *gegenwärtige* Schwierigkeiten und Verfehlungen zu verschweigen. Das, worauf es hier ankommt, ist der theoretische Gehalt der

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Debatte. Zunächst wird an dem gewählten Beispiel nämlich anschaulich deutlich, dass sich die Frage, was als Errungenschaft gelten kann, keineswegs einfach zu beantworten ist, sondern ganz zentral von den angewandten Bewertungsmaßstäben abhängt – und das selbst in so scheinbar klaren Fällen wie der (weitgehend) friedlichen Geschichte Europas nach dem Zweiten Weltkrieg. Menschliches Handeln und menschliche Erfindungen entpuppen sich oft genug als zweiseitiges Schwert. Um es mit einem etwas holzschnittartigen Beispiel aus der menschlichen Frühgeschichte zu illustrieren: Die Beherrschbarmachung des Feuers oder die Erfindung von Pfeil und Bogen haben den menschlichen Handlungsspielraum sicherlich vergrößert und die Stellung des Menschen in seiner Welt entscheidend verändert. Das ist zunächst einmal eine *ethisch neutrale Beschreibung*. Und mit gutem Grund: Pfeil und Bogen helfen bei der Jagd und somit bei der Sicherung der Lebensgrundlagen. Pfeil und Bogen helfen aber auch bei der nächsten kriegerischen Auseinandersetzung. Und Feuer kann man ebenso zum Kochen verwenden wie dazu, eine verfeindete Siedlung anzuzünden. Mit anderen Worten: Ob sich eine Entdeckung in einem positiven, moralisch konnotierten Sinne als *Errungenschaft* erweist, ist in der Entdeckung selbst noch nicht angelegt. Dieser Aspekt der Bewertung – und zwar einer positiven Bewertung – lässt sich als grundlegend für den Begriff der Errungenschaft betrachten. Unter einer Errungenschaft verstehen wir also ein bestimmtes Ergebnis menschlichen Handelns, das nicht nur durch eine große Anstrengung erreicht wurde, sondern vor allem dadurch charakterisiert ist, dass es als positiv wahrgenommene Auswirkungen nach sich zieht. Wie die Beiträge in diesem Band eindrücklich zeigen, ist eine solche Bewertung nicht immer – oder vielmehr: *kaum je* – einfach und eindeutig.

Über die positive Konnotation hinaus legt der Begriff der Errungenschaften eine gewisse *Intentionalität*, eine planvolle Hervorbringung des Neuen nahe. Ob man diese bei historischen oder auch wissenschaftlichen Leistungen jedoch sinnvollerweise unterstellen kann, ist nicht ohne Weiteres klar. Glückliche (oder unglückliche) Zufälle spielen neben dem strategisch durchdachten und auf Ziele ausgerichteten Handeln ebenso eine zentrale Rolle wie

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

unbeabsichtigte Nebenfolgen, frei nach dem Motto: *Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt*. Der Philosoph Paul Feyerabend (1986) hat aus dieser Beobachtung eine ganze wissenschaftstheoretische Position entwickelt, die auf methodischen und epistemologischen Anarchismus statt auf ein enges falsifikationistisch-programmatisches Korsett setzt, innerhalb dessen bereits von vornherein festgelegt ist, welche Herangehensweisen als vielversprechend gelten können und welche nicht. Zieht man in Betracht, wie viele wissenschaftliche Entdeckungen – von der Röntgenstrahlung über Radioaktivität und Penicillin bis hin zu Viagra – sich dem Zufall verdanken (Roberts, 1989), kann man einer solchen *Anything-goes*-Attitüde eine gewisse Plausibilität jedenfalls nicht absprechen. Und was für die Wissenschaft gilt, ist analog auf das Feld der Politik und der Geschichte übertragbar: So lässt sich im Hinblick auf das oben erörterte Beispiel etwa fragen, ob die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg wirklich – wie es das Nobelpreiskomitee formuliert – nur durch den Wunsch nach Frieden um des Friedens willen motiviert war. Denn ganz pragmatisch ging es damals angesichts des heraufziehenden Kalten Krieges auch darum, die westeuropäischen Staaten bündnisstrategisch gegen die Sowjetunion enger zusammenzubinden und deutsche Alleingänge zu verhindern (Krüger, 2006).

Historisches Geschehen – darunter auch wissenschaftliche Entdeckungen – lässt sich nur in den seltensten Fällen als eindeutige Abfolge von Ereignissen darstellen, die sich wie Perlen auf einer Perlenkette aneinanderreihen. Die Realität ist in der Regel komplexer und ambivalenter. Geschichte – als Ablauf politisch-gesellschaftlicher Ereignisse verstanden – lässt sich also weder als Geschehen selbst in ein strenges lineares Schema pressen noch eignet sich ein enges methodologisches Korsett im historiographischen Zugang, um Vergangenheit sinnvoll zu erfassen. Dasselbe gilt für andere Sozial- und Geisteswissenschaften und ihre Behandlung komplexer Themen. Auch das kommt in den Beiträgen zu diesem Sammelband, die sich ihrem Gegenstand mit unterschiedlichen Herangehensweisen nähern, geradezu beispielhaft zum Ausdruck.

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Bei allem Anlaufen gegen einen allzu dogmatisch und teleologisch verstandenen Methodenfetischismus glaubt im Übrigen selbst der Wissenschaftsanarchist Feyerabend nicht an die bloße Zufälligkeit wissenschaftlicher Entdeckungen. Zwar lösen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Probleme seiner Auffassung nach nicht, weil sie über eine „spezielle Methode [verfügen], die den Erfolg gewährleistet oder wahrscheinlich macht“, aber sie lösen sie, „weil sie sich mit einem Problem lange Zeit beschäftigt haben, weil sie die Verhältnisse ziemlich gut kennen, weil sie nicht gerade dumm sind ... , und weil die Exzesse einer wissenschaftlichen Schule fast immer durch die Exzesse einer anderen ausgeglichen werden“ (Feyerabend, 1986, S. 388). Während Feyerabends Ausführungen eher auf die individuellen Voraussetzungen für die Hervorbringung eminenten Leistungen verweisen, welche im zweiten Teil des Bandes ausführlicher thematisiert werden, analysieren die Beiträge des ersten Teils die Merkmale verschiedener historisch-gesellschaftlicher Konstellationen und der innerhalb dieser Konstellationen hervorgebrachten – scheinbaren oder tatsächlichen – Errungenschaften. Die dabei betrachteten Ausschnitte sind sehr heterogen, vermögen aber gerade aufgrund ihrer Heterogenität interessante Schlaglichter zu setzen.

Am weitesten zurück in die Geschichte geht dabei Karl H. Metz mit seinem Beitrag über *Oliver Cromwell* (1599-1658). Dabei stellt Metz den Menschen Oliver Cromwell als Wesen und Produkt seiner Zeit dar – als ein Wesen, dessen Handeln bereits zu Lebzeiten von manchen euphorisch begrüßt, von anderen dagegen entschieden abgelehnt wurde. Interessant ist dabei auch, wie heterogen die Perspektiven sind, aus denen sich auf Cromwell und das England des 17. Jahrhunderts blicken lässt: Zum einen gilt Cromwell bis heute als eine der bedeutendsten Figuren der englischen Geschichte. Zum anderen jedoch sind einige der von ihm angestoßenen Prozesse wie etwa die erstmalige Begründung von „Greater England“ als unitarischem Staatsgebilde sowie „Greater Britain“ als global-imperialem Herrschaftsraum mindestens fragwürdig geworden. Schon dieser erste Beitrag zeigt also, wie schwierig es mitunter sein kann, sich darauf zu einigen, ob bestimmte Ereignisse nur *bedeutend* waren in

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

dem Sinne, dass sie zu einer Veränderung des geschichtlichen Koordinatensystems geführt haben – oder ob man sie normativ positiv wertend als *Errungenschaften* würdigen möchte.

Diese Einsicht formuliert – mit gewissermaßen umgekehrten Vorzeichen – auch der von Zsolt K. Lengyel vorgelegte Beitrag, der sich der *Bach-Ära* in Ungarn widmet, also jenem Abschnitt zwischen der Revolution von 1848/49 und dem Österreichisch-Ungarischen Ausgleich des Jahres 1867, während dessen Ungarn seine Selbständigkeit eingebüßt hatte. Gerade aufgrund dieses Verlusts der staatlichen Souveränität wurde die Bach-Ära in der ungarischen Historiographie oft eindeutig negativ beurteilt. Demgegenüber argumentiert Lengyel, dass es angemessener wäre, in der Bach-Ära einen *positiven Störfall* voller Ambivalenzen und Widersprüche zu erblicken. Um diese These zu plausibilisieren, arbeitet er unter Rückgriff auf Archivmaterialien heraus, dass die von den Habsburgern verfolgten verwaltungspolitischen Reformen zwar auch der Festigung und Legitimation der eigenen Herrschaft dienen sollten und bei den ungarischen Zeitgenossen deshalb auf Ablehnung stießen, dass sie aber gleichzeitig die Rahmenbedingungen für die fortgesetzte Modernisierung des Landes und den Weg in das bürgerliche Zeitalter mit kapitalistischer Marktwirtschaft und verfassungsliberaler Gesellschaftsordnung schufen.

Auf Komplexitäten und Verwickeltheiten ganz anderer Art kommt Till Neuhaus bei seiner Erklärung für den Erfolg zweier Mitte des 20. Jahrhunderts gegründeter amerikanischer Anwaltskanzleien – nämlich *Skadden* sowie *Wachtell, Lipton, Rosen und Katz* – zu sprechen. Dieser Erfolg mutet auf den ersten Blick nämlich höchst paradox an: Schließlich brachten die Gründer dieser Anwaltskanzleien gerade *nicht* das mit, was man für Vorbedingungen einer strahlenden Karriere in der damaligen Zeit halten könnte. Sie stammten allesamt aus sozioökonomisch eher schlecht gestellten Familien und waren jüdischer Abstammung – was angesichts der Gepflogenheiten der damaligen amerikanischen Juristerei einen entscheidenden Nachteil darstellte. Neuhaus argumentiert nun, dass es gerade diese schwierige Ausgangsposition den betreffenden Personen ermöglichte, sich in einer gezielt

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

ausgesuchten Nische einen Anfangsvorteil zu verschaffen. Gleichzeitig betont Neuhaus jedoch unter Bezugnahme auf die sogenannte *Chaos Theory of Careers*, dass bei der Ergründung individuell erfolgreichen Handelns ebenso wie bei der Hervorbringung eminenten Leistungen das Heranziehen monokausaler Erklärungsmuster fast immer zu kurz greift.

Einen in mehrfacher Hinsicht interessanten Einzelfall präsentiert Julia Nebe in ihrem Beitrag über die Tuberkuloseforscherin *Lydia Rabinowitsch-Kempner* (1871-1935), eine Schülerin und spätere Assistentin Robert Kochs. Interessant ist Rabinowitsch-Kempner zum einen, weil sich an ihrem Beispiel herausarbeiten lässt, wie schwer – und beinahe unmöglich – es Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts selbst den talentiertesten Frauen gemacht wurde, universitäre Bildungs- und akademische Karrierewege einzuschlagen. Zum anderen eröffnet die Untersuchung des Lebens und Forschens von Rabinowitsch-Kempner auch Einblicke in die Vergänglichkeit von Ruhm und Anerkennung: Obwohl Rabinowitsch-Kempner in Fachkreisen höchste Anerkennung genoss, geriet sie nach ihrem Tod schnell in Vergessenheit. Dafür gibt es, wie Nebe argumentiert, mehrere Gründe. So hatte sie als jüdisch-stämmige Wissenschaftlerin in der Zeit des Nationalsozialismus schlicht und ergreifend keinen Platz mehr im Wissenschaftskanon. Darüber hinaus stand ihr Frausein auch nach dem Zweiten Weltkrieg einer angemessenen fachkulturellen Würdigung und Erinnerung lange Zeit im Weg.

Eine Fragestellung allgemeinerer Natur nimmt sich Jonas Tögel in seinem Kapitel über *Soft Power* vor. Er geht der demokratietheoretisch und aktualpolitisch zentralen Frage nach, wie jene „sanften“ Möglichkeiten zur Beeinflussung menschlichen Verhaltens zu bewerten sind, deren Anwendung ohne äußeren Zwang auskommt und somit meist unbemerkt vonstattengeht. Der Einsatz derartiger Soft-Power-Strategien wird unter anderem damit gerechtfertigt, dass diese Techniken zum Wohle der Allgemeinheit eingesetzt werden und eine solche Einflussnahme jederzeit vor der Öffentlichkeit gerechtfertigt werden könnte. Gleichzeitig gibt es jedoch auch Kritiker, die auf die fundamentale Gefahr von Soft-Power-

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Techniken für eine demokratische Gesellschaft hinweisen. Sie argumentieren, dass Demokratien ihrem Wesen nach auf Offenheit und einem intakten Debattenraum beruhen und die Ausübung von Macht immer demokratisch legitimiert sein muss. Gegen die Anwendung von Soft-Power-Techniken als Kriegspropaganda bezieht Tögel dabei deutlich Stellung, während er bezüglich der anderen von ihm aufgezeigten Facetten auf einen ergebnisoffenen Diskurs drängt, um eine fundierte Entscheidung über ihren Einsatz oder Nicht-Einsatz treffen zu können.

Einen Überblick zu Errungenschaften in der *Medizin* gibt schließlich Felix Hutmacher. Er argumentiert dabei unter Bezugnahme auf verschiedene konkrete Beispiele, dass in Kriegszeiten und bei großen Epidemien immer wieder wichtige und bis heute bedeutsame medizinische Fortschritte erzielt wurden. Besonders auffällig sind dabei die Fortschritte innerhalb der Chirurgie sowie die Entwicklung neuer Impfstoffe. Darüber hinaus beschreibt der Beitrag, dass bei medizinischen Innovationen außer dem Idealismus der Forschenden häufig genug auch handfeste wirtschaftliche Interessen eine gewichtige Rolle spielen – eine Tatsache, die Hutmacher ambivalent bewertet. Zum einen stehen dort, wo ein entsprechendes wirtschaftliches Interesse vorhanden ist, schnell auch die finanziellen Mittel zur Verfügung, die mittlerweile unabdingbar sind, um Forschung betreiben zu können. Zum anderen besteht die Gefahr, dass manche Entwicklungen, die aus normativ-ethischer Perspektive als wünschenswert gelten können, nicht in Angriff genommen werden, weil sie keinen ausreichenden ökonomischen Mehrwert versprechen.

2. Individuelle Voraussetzungen – oder: Von ‚großen Männern‘ und ‚großen Frauen‘

Im Gegensatz zu den gesellschaftlich-historischen Rahmenbedingungen, die in den Beiträgen der ersten Teils erörtert werden, beschäftigen sich die im zweiten Teil des Bandes versammelten Autorinnen und Autoren mit der Frage nach den *individuellen Voraussetzungen* für die Hervorbringung von Errungenschaften. Nehmen wir auch hier noch einmal den

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Kontext der Nobelpreise als Ausgangspunkt für eine einordnende Gesamtbetrachtung: Blickt man auf die Liste der Preisträgerinnen und Preisträger und dabei insbesondere auf beinahe ikonisch gewordene Figuren wie etwa Albert Einstein oder Marie Curie, so könnte man zumindest in einem ersten, naiven Zugriff vermuten, man habe es hier mit *aus sich heraus schaffenden genialen Individuen* zu tun, weshalb die Aufgabe einer psychologischen Analyse allenfalls darin bestehen könne, die Elemente des Kreativen und Genialen näher zu bestimmen. Dass die Dinge nicht so einfach liegen, lässt sich dabei schnell einsehen (vgl. hierzu auch Hutmacher & Haager, 2019): Selbst wenn man zu unterstellen bereit wäre, dass es so etwas wie eine Anlage zur Genialität tatsächlich gibt, käme man nicht umhin festzustellen, dass offenbar nicht alle Menschen auf dieser Welt in demselben Ausmaß die Möglichkeit haben, diese Anlagen auch tatsächlich zu entwickeln – sei es aufgrund ihrer geographischen Herkunft, der sozialen und ökonomischen Umstände ihres Aufwachsens oder ihres Geschlechts. Was etwa das Geschlecht betrifft, konnte eine Analyse nachweisen, dass Frauen bei der Vergabe von Nobelpreisen deutlich unterrepräsentiert sind – und zwar selbst dann, wenn man berücksichtigt, dass in den mit Nobelpreisen bedachten Disziplinen typischerweise mehr Männer als Frauen anzutreffen sind (Lunnemann et al., 2019). Ähnlich auffällige Beobachtungen kann man machen, wenn man die Herkunft der Nobelpreisträgerinnen und Nobelpreisträger betrachtet: 83 Prozent von ihnen kommen aus westlichen Ländern – so zumindest der Stand vor einigen Jahren (Fisher, 2013). Die Ursachen für diese Ungleichheit wiederum sind nicht so einfach anzugeben: Liegt es „nur“ daran, dass in westlichen Ländern mehr Geld für Forschung und Wissenschaft zur Verfügung steht und dort lebende Personen dementsprechend eine größere Chance haben, nobelpreiswürdige Entdeckungen zu machen – oder spielt darüber hinaus auch die Struktur des Auswahl- und Nominierungsprozesses eine Rolle (Gibney, 2018)? In jedem Fall machen diese Überlegungen deutlich, wie eng vordergründig individuelle mit soziostrukturellen Merkmalen verzahnt sind.

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Die Idee eines Individuums, das aus sich selbst heraus schaffend eminente Leistungen vollbringt, ist aber noch aus mindestens vier weiteren Gründen problematisch. *Erstens*, weil auch die klügsten Köpfe niemals isoliert und ohne Kontext agieren: Neue Erkenntnisse basieren immer auf den Vorarbeiten anderer Personen. Und besonders in der zeitgenössischen Naturwissenschaft wird so vernetzt und kollaborativ gearbeitet, dass sich vielfach nicht klar bestimmen lässt, wer nun als Entdecker oder Entdeckerin eines neuen Wissensbausteins gelten kann und deshalb beispielsweise in den Olymp mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Personen aufgenommen werden sollte. *Zweitens* ist auch das scheinbar objektiv Geniale oder Kreativ-Neue bei genauerer Betrachtung mitunter außerordentlich zeitgebunden: Manch eine Person, die einst mit dem Nobelpreis bedacht wurde, ist heutzutage schon mehr oder minder dem Vergessen anheimgefallen, während andere Personen, die die Auszeichnung nie erhalten haben, heute aus der kollektiven Erinnerung kaum mehr wegzudenken sind. So wurden beispielsweise einige Stammväter und -mütter der modernen Literatur wie Henrik Ibsen, James Joyce, Marcel Proust oder Virginia Woolf nicht mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Damit ist nicht gesagt, dass die Menschen damals mit ihrer Einschätzung Unrecht hatten, während wir mit unserem heutigen Urteil richtigliegen. Es soll vielmehr andeuten, dass sich die Einschätzung dessen, was als eminente Leistung gilt, über die Zeit verändern kann und über die Zeit auch verändert.

Drittens geht die Idee eines aus sich selbst heraus eminente Leistungen vollbringenden Individuums oft genug mit einer Überhöhung der betreffenden Person einher – ganz so, als sei jede ihrer Handlungen mit Klugheit gesättigt oder jede ihrer Äußerungen voller Weisheit. Dem ist selbstverständlich nicht so: Daraus, dass jemand eine herausragende Leistung vollbringt, folgt – simpel gesagt – noch nicht, dass alles, was diese Person in ihrem Leben anfasst, zu Gold wird – oder dass die betreffende Person auch charakterlich über jeden Zweifel erhaben wäre. *Viertens* ist die Vorstellung des schöpferischen Individuums keine psychologische Universalie, sondern eng mit der im 18. Jahrhundert im Umfeld des Sturm

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

und Drang entstandenen Vorstellung des *Originalgenies* verbunden, die von dort aus ihren Siegeszug in der Geistesgeschichte angetreten hat (Schmidt, 2004; vgl. auch den Beitrag von Löffler in diesem Band). Anders gesagt – und das erscheint im Kontext des vorliegenden Bandes besonders wichtig – steht unter latentem Anachronismusverdacht, wer zeitgenössische psychologische Konstrukte heranzieht, um mit ihrer Hilfe vergangene Gesellschaften und die in ihnen lebenden Individuen in den Blick zu nehmen (für Erörterungen am Beispiel Stress siehe Hutmacher, 2019, 2021; für den allgemeinen theoretischen Hintergrund siehe Hacking, 2007; Smith, 2005). Das gilt insbesondere, je weiter zurück man sich in die Vergangenheit bewegt, je weiter man sich also von Konzepten der Subjektivität und Individualität entfernt, wie wir sie heute verwenden (Taylor, 1989). Trotz dieser Einschränkungen und Vorbehalte bleibt die dem zweiten Teil dieses Bandes zugrundeliegende Frage nach den individuellen Eigenschaften von Personen, denen eminente Leistungen zugeschrieben werden, außerordentlich relevant. Es ist nun einmal nicht jeder ein Einstein, worin das *Einstein-Sein* auch bestehen und wovon die Möglichkeit des *Einstein-Werdens* auch abhängen mag. Auch die individuelle Perspektive hat also ihre Berechtigung – und zwar gerade dann, wenn sie reflektiert und historisch sensibel vorgetragen wird, sich also von allzu einfachen Kochrezepten fernhält.

Beispielhaft demonstriert das der Beitrag von Davor Löffler, der in eine kulturevolutionäre Perspektive auf das Phänomen menschlicher Schöpfungsleistung einführt. Dabei gibt Löffler zunächst einen Überblick über die Begriffs-, Kultur- und Forschungsgeschichte des Genialen – betrachtet also das „Genie“ im Wandel der Zeit. Seine These lautet dabei, dass sich die epochenspezifischen Verwendungsweisen des Begriffs als Indikator der Dynamik und Entwicklung von Kulturen und ihren Weltbeziehungen verstehen lassen. Und noch mehr: Folgt man Löffler, so stehen die Geniebegriffe verschiedener Epochen nicht in einem zufälligen Verhältnis zueinander, sondern baut der Geniebegriff jeder Epoche auf dem der vorherigen auf und differenziert diesen weiter aus. Obgleich sich der

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Begriff des „Genies“ also nur in der europäischen Geistesgeschichte als Bezeichnung für ein ungewöhnlich ausgeprägtes Schaffensvermögen herausgebildet hat, wie der Autor selbst betont, sieht er in der Entwicklung der Geniesemantik doch Regularitäten, die sich als Ausdruck kulturevolutionärer Prinzipien analysieren lassen.

Gewissermaßen einen Brückenschlag zwischen den Beiträgen des ersten und des zweiten Teils des vorliegenden Bandes unternehmen Rebecca Heinemann und Tanja Gabriele Baudson in ihrer historisch kontextualisierten Darstellung der Theorien des Begabungs- und Exzellenzforschers *William Stern* (1871-1938). Sterns Begabungsbegriff betonte die Entwickel- und Formbarkeit von Begabung und verknüpfte damit die Forderung nach individueller Förderung sowie nach Bildungsgerechtigkeit und demokratischen Teilhabechancen. Diese am begabten Individuum orientierte Perspektive wurde in der NS-Zeit zugunsten eines statischen erbbiologischen Begabungskonzeptes zurückgedrängt – und auch nach Ende des Zweiten Weltkriegs lange nicht wieder aufgegriffen. Der Beitrag von Heinemann und Baudson wirft somit einerseits einen Blick auf die Frage, was eigentlich unter einer Begabung zu verstehen ist – welche oft genug als Vorbedingung für die Hervorbringung von Errungenschaften angesehen wird. Und er zeigt andererseits, wie wissenschaftliche Theorien, die selbst das Potential hätten, als Errungenschaft anerkannt zu werden, angesichts widriger historischer Umstände nahezu in Vergessenheit geraten können.

Einen weiteren Brückenschlag zwischen allgemein-historischer und individuell-persönlicher Ebene vollziehen Josh Joseph Ramminger, Lucas Janz und Niklas Gänger. Sie gehen von der These aus, dass es sich bei moralischen Verallgemeinerungsbestrebungen, wie sie etwa in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte zum Ausdruck kommen, um eine zentrale Errungenschaft der Menschheit handelt – und fragen darauf aufbauend, welche psychischen Bedingungen die Fähigkeit zu derartigen moralischen Verallgemeinerungsbestrebungen fundieren. Dabei prüfen Ramminger, Janz und Gänger zunächst die Rolle, die der *Empathie* in diesem Zusammenhang zukommt. Da sich die

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Fähigkeit zur Empathie auch missbrauchen lässt – etwa wenn eine folternde Person sie einsetzt, um herauszufinden, welche Handlungen bei einer gefolterten Person Leid hervorrufen –, kann sie keine hinreichende Verwirklichungs-, sondern allenfalls eine Ermöglichungsbedingung moralischer Verallgemeinerungsbestrebungen darstellen. Was der Empathie fehlt, ist die Sorge um die andere Person, wie sie in der *Sympathie* zum Ausdruck kommt – welche denn auch von den Autoren als eine wichtige psychische Verwirklichungsbedingung moralischer Verallgemeinerungsbestrebungen ausgewiesen wird.

Unabhängig von solchen konkreten Anwendungskontexten wie der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte stellt sich Joachim Funke in seinem Beitrag die Frage, welche Rolle Kreativität bei der Hervorbringung eminenter Leistungen spielt – und was sich überhaupt unter Kreativität verstehen lässt. Um diese Frage in den Griff zu bekommen, widmet sich Funke vier miteinander verschränkten Aspekten: der kreativen Person mit ihren Persönlichkeitsmerkmalen, den Eigenschaften des kreativen Prozesses, der das Hervorbringen von etwas Neuem charakterisiert, den Eigenschaften des kreativen Produkts, das vorgelegt wird sowie den Merkmalen des kreativen Milieus, das das Entstehen eminenter Leistungen begünstigt. Bei der Betrachtung dieser Aspekte zeigt sich, dass Kreativität im Spannungsfeld zwischen Routine und Nicht-Routine anzusiedeln ist, also zwischen Gewohnheiten, die uns die Orientierung im Alltag erleichtern, gleichwohl aber auch zu Erstarrung und Rigidität führen können – und dem Streben nach dem Neuen, das diese Gewohnheiten hinterfragt und transformiert.

Die genauere Erörterung von Rolle und Gestalt eines solchen Hinterfragens und Widersprechens bei der Hervorbringung eminenter Leistungen haben sich Hannes Wendler und Alexander Nicolai Wendt in ihrem Beitrag zur Aufgabe gemacht. Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen ist dabei die These, dass sich die Negation als Bedingung von Errungenschaften verstehen lässt, weil erst der Widerspruch das Fraglose in etwas Fragwürdiges transformiert. Wendler und Wendt charakterisieren den Menschen in diesem

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Kontext als einen Neinsagenkönner, also als ein Wesen, das sich kritisch-distanzierend mit seinem eigenen Lebensbezug auseinanderzusetzen vermag. Dabei differenzieren sie zwischen einem tiefen und einem oberflächlichen Geist des Widerspruchs. Während der tiefe Widerspruch Fragwürdigkeit auf existenzieller Ebene erzeugt, besteht der oberflächliche Widerspruch in Reaktanz und der bloßen Geste des Dagegenseins – weshalb denn auch nur der tiefe, nicht aber der oberflächliche Widerspruch als Vorbedingung eminenter Leistungen gelten kann.

Mit Motivation und Selbstkontrolle stellen Eve Sarah Troll und Marie Hennecke in ihrem Beitrag zwei weitere individuell-psychologische Voraussetzungen für die Hervorbringung eminenter Leistungen in den Mittelpunkt. Im Hinblick auf die Motivation differenzieren sie dabei insbesondere zwischen autonom und kontrolliert motiviertem Verhalten – also Verhalten, das ausgeführt wird, weil es Spaß macht, die eigene Identität zum Ausdruck bringt und eine hohe persönliche Bedeutung hat auf der einen Seite und Verhalten, das ausgeführt wird, um Erwartungen gerecht zu werden oder um Belohnungen zu erhalten auf der anderen Seite. Dabei veranschaulichen sie, dass Persönlichkeiten, die eminente Leistungen hervorbringen oder hervorgebracht haben, oft vordergründig autonom motiviert sind. Gleichzeitig zeigen sie auf, dass jede zielgerichtete Tätigkeit auch Aufgaben beinhaltet, die nicht unbedingt autonom motiviert sind: Um sich bei aufkommenden Widerständen nicht von den eigenen Zielen ablenken zu lassen, scheint darüber hinaus ein hohes Maß an Selbstkontrolle erforderlich – das sich wiederum in der Zuhilfenahme unterschiedlicher Prozesse ausdrücken kann und das sich dementsprechend auch intentional stärken lässt.

Während die in den bisher dargestellten Beiträgen individuellen Eigenschaften – von der Fähigkeit zur Sympathie und zum tiefen Widerspruch bis hin zu Begabung, Kreativität, Motivation und Selbstkontrolle – allesamt positiv konnotiert sind, kreisen die letzten beiden Kapitel um ambivalentere Konstrukte. Zunächst analysiert Christine Flaßbeck die Verschränkungen von Errungenschaften und guter *Kommunikation*. Während manche

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

erfolgreiche Menschen dazu in der Lage sind, das von ihnen Erreichte so nach außen zu kommunizieren, dass es von anderen anerkannt und wertgeschätzt wird, so gilt das doch keineswegs für alle. Mitunter werden eigentlich erzielte Fortschritte auch auf eine Weise nach außen getragen, die eine dauerhafte Durchsetzung dieses Fortschritts eher behindert als unterstützt. Und noch mehr: Kommunikation kann auch eingesetzt werden, um einen bloß erfolgreichen Eindruck zu erwecken, indem Erfolge behauptet werden, wo eigentlich gar keine zu verzeichnen sind. Ausgehend von diesem Grundmuster widmet sich Flaßbeck verschiedenen Komponenten menschlicher Kommunikation und klopft sie auf Möglichkeiten ihrer Nutzung – aber auch ihres Missbrauchs – ab.

Im letzten Abschnitt des Sammelbandes geht schließlich Jan Philipp Rudloff der Frage nach, ob und inwiefern auch sogenannte *dunkle Persönlichkeitsmerkmale* wie Narzissmus, Machiavellismus und Psychopathie die Wahrscheinlichkeit der Hervorbringung eminenter Leistungen erhöhen können. Dabei kommt Rudloff – unter anderem auf Basis einer Auseinandersetzung mit dem US-amerikanischen Erfinder und Unternehmer Thomas Alva Edison – zu einer abwägenden Einschätzung: Dunkle Persönlichkeitsmerkmale führen in der Regel zu eigensinnigem und rücksichtslosem Verhalten. Da Menschen mit stark ausgeprägten dunklen Persönlichkeitsmerkmalen also ihr persönliches Wohl über das der Gemeinschaft stellen, profitieren Gesellschaften langfristig eher nicht von ihnen. Nichtsdestotrotz gibt es Umstände, unter denen es dunkle Persönlichkeitsmerkmale den betreffenden Individuen ermöglichen können, eminente Leistungen zu erbringen, die zu gesellschaftlichem Fortschritt führen – etwa, wenn herausragende Erfindungen und die damit verbundene gesellschaftliche Anerkennung die Bedürfnisse der betreffenden Individuen befriedigen.

3. Fazit: Von Interdisziplinarität und anderen Abenteuern

Selbstverständlich ist dieser Sammelband keine erschöpfende Zusammenstellung aller potentiell interessanten und wichtigen Aspekte – weder im Hinblick auf die gesellschaftlichen

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Rahmenbedingungen noch im Hinblick auf die individuellen Vorbedingungen zur Erbringung eminenter Leistungen. Das konnte und sollte auch nicht das Ziel sein. Was fehlt, sind insbesondere systematische Betrachtungen zu nicht-westlichen und nicht-europäischen kulturellen Kontexten sowie genauere Erörterungen im Hinblick auf Geschlecht und Ethnie sowie sozialstrukturelle Voraussetzungen. Obgleich die genannten Aspekte in einigen Beiträgen durchaus *en passant* anklingen, wären tiefergehende und diversifizierende Analysen hier nicht nur wünschenswert, sondern dringend geboten. Was wir aus unserer Perspektive dennoch bereits zusammenfassend sagen zu können glauben, haben wir in einem finalen Kapitel zusammenzutragen versucht, das unter Rückgriff auf die hier vorliegenden Einzelbeiträge den Sammelband beschließt. Damit ist gewiss nicht das letzte Wort zum Thema gesprochen. Vielmehr verstehen wir diesen Band als Einladung zur Fortsetzung und Erweiterung des interdisziplinären Dialogs. Sollte diese Einladung nicht ganz ungehört verhallen, wäre schon Einiges erreicht.

Literatur

Appenzeller, G. (2013, Oktober 9). *Europa und der Friedensnobelpreis: Erbärmlich und selbstgefällig*. Tagesspiegel. <https://www.tagesspiegel.de/meinung/europa-und-der-friedensnobelpreis-erbaermlich-und-selbstgefaellig/8910424.html>

Bauer, T. (2018). *Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt*. Reclam.

Feldman, B. (2000). *The Nobel prize: A history of genius, controversy, and prestige*. Arcade Publishing.

Feyerabend, P. (1986). *Wider den Methodenzwang*. Suhrkamp.

Fisher, M. (2013, Oktober 15). *The amazing history of the Nobel Prize, told in maps and charts*. The Washington Post.

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

<https://www.washingtonpost.com/news/worldviews/wp/2013/10/15/the-amazing-history-of-the-nobel-prize-told-in-maps-and-charts/>

Fuchs, R. (2012, Dezember 7). *Menschenrechtler kritisieren EU*. Deutsche Welle.

<https://www.dw.com/de/menschenrechtler-kritisieren-eu/a-16434664>

Gibney, E. (2018). What the Nobels are – and aren't – doing to encourage diversity. *Nature*, 562, 19. <http://dx.doi.org/10.1038/d41586-018-06879-z>

Hacking, I. (2007). Kinds of people: Moving targets. *Proceedings of the British Academy*, 151, 285–318. <https://doi.org/10.5871/bacad/9780197264249.003.0010>

Hutmacher, F. (2019). On the Janus-facedness of stress and modern life. *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology*, 39(3), 181–192.

<https://doi.org/10.1037/teo0000113>

Hutmacher, F. (2021). Putting stress in historical context: Why it is important that being stressed out was not a way to be a person 2.000 years ago. *Frontiers in Psychology*, 12, Artikel 539799. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2021.539799>

Hutmacher, F. & Haager, J. S. (2019). Kreativität und Persönlichkeit, oder: Wie sind die Kreativen? In J. S. Haager & Tanja G. Baudson (Hrsg.), *Kreativität in der Schule: Finden, fördern, leben* (S. 103–117). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22970-2_6

Hutmacher, F. & Mayrhofer, R. (2021). Die Psychologie der Jetzt-Zeit. Eine kritische Bestandsaufnahme methodischer Monokultur in der akademischen Psychologie. *psychosozial*, 44(3), 99–108. <https://doi.org/10.30820/0171-3434-2021-3-99>

Hutmacher, F., & Mayrhofer, R. (2022). Psychology as a historical science? Theoretical assumptions, methodological considerations, and potential pitfalls. *Current Psychology*. Advance online publication. <https://doi.org/10.1007/s12144-022-03030-0>.

Krüger, P. (2006). *Das unberechenbare Europa: Epochen des Integrationsprozesses vom späten 18. Jahrhundert bis zur Europäischen Union*. Kohlhammer.

ERRUNGENSCHAFTEN: EIN PROBLEMAUFRISS

Lunnemann, P., Jensen, M.H., & Jauffred, L. (2019). Gender bias in Nobel prizes. *Palgrave Communication*, 5(1), 46. <http://dx.doi.org/10.1057/s41599-019-0256-3>

Roberts, R. M. (1989). *Serendipity: Accidental discoveries in science*. Wiley.

Schmidt, J. (2004). *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945*. Winter.

Schwarze, T. (2012, November 30). *Ehemalige Preisträger kritisieren Auszeichnung der EU*. Zeit Online. <https://www.zeit.de/politik/ausland/2012-11/friedensnobelpreis-eu-kritik-desmond-tutu>

Smith, R. (2005). The history of psychological categories. *Studies in History and Philosophy of Science Part C: Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences*, 36(1), 55–94. <https://doi.org/10.1016/j.shpsc.2004.12.006>

Taylor, C. (1989). *Sources of the self: The Making of modern identity*. Harvard University Press.

The Norwegian Nobel Committee (2012, Oktober 12). *The Nobel Peace Prize for 2012*. NobelPrize.org. <https://www.nobelprize.org/prizes/peace/2012/press-release/>